

Institut für Interkulturelle Religions-
philosophie

Mag.a Dr.in Sandra Lehmann, PD
Schenkenstraße 8-10
1010 Wien

T +43-1-4277-307 01
M +43 664-22 39 560
sandra.lehmann@univie.ac.at

Gutachten der Inauguraldissertation von Sandro Herr, M.A.

Wien, am 04.11.2024

Titel der Dissertation: *Zur Grundlegung einer Philosophie als Kybernetik: Perspektiven eines transzendental-empiristischen Ansatzes zu philosophischen Problemen, ihren Stellungen und Lösungen*

Zusammenfassung der Dissertation

Die Dissertation von Sandro Herr ist durchaus ambitioniert. Herr möchte klären, was ein Problem zum spezifisch philosophischen Problem macht. Damit möchte er auch eine Antwort darauf geben, was Philosophie überhaupt ist. Auf den ersten Blick nämlich – so Herr – zerfalle die Philosophie in eine Vielzahl von Ansätzen, die in ihren Zielen, ihren Prämissen, ihrer Methode, ihren erarbeiteten Inhalten und auch stilistisch, also in der Art ihrer Darstellung, erheblich voneinander abweichen. Diese vielen Ansätze verbinde aber, dass es bei ihnen allen um Probleme geht. Die Ausrichtung an Problemen ist ihnen also gemeinsam. Sie macht aus den vielen unterschiedlichen Zugängen das eine Forschungsgebiet „Philosophie“.

Mit einer Leitfrage zu Beginn seiner Arbeit gibt Herr die Richtung seiner weiteren Überlegungen vor. Der Charakter philosophischer Probleme soll rein immanent, also aus ihnen selbst entwickelt werden. Äußere Kriterien weist Herr als „Reduktionismus“ zurück, ebenso inhaltliche Kriterien. Stattdessen geht Herr von fünf formalen Grundbestimmungen aus, die philosophischen Problemen gerecht werden sollen, wenn man sie allein an sich selbst betrachtet. Philosophische Probleme seien grundsätzlich „dieses, viele, beständig, zugehörig und bezogen“ (11). Im weiteren Verlauf der Arbeit versucht Herr, diese formalen Kriterien zu erweitern und dadurch auch zu erläutern, indem er auf einzelne Positionen der westlichen Philosophiegeschichte rekurriert. Einflussreich ist hier vor allem das Denken von Gilles Deleuze, von dem Herr auch drei weitere und schon genauere Formalbestimmungen philosophischer Probleme

übernimmt, nämlich „Differenz“, „Intensität“ und „Wiederholung“ (auch das Operieren mit Konzepten wie „Virtualität“ oder „Differential“ geht offenbar auf Deleuze zurück). Zudem entwickelt Herr eine Reihe eigener Konzepte wie „Komplexität“, „Perplexität“, „Varietät“. Damit ergibt sich zuletzt, nach 757 Seiten, ein formales Schema, mit dem es möglich sein soll, philosophische Probleme von anderen Problemen zu unterscheiden, ohne jedoch eine Vorentscheidung über die konkrete Ausarbeitung eines philosophischen Problems zu treffen.

Schwierigkeiten der Dissertation

Sandro Herrs Dissertation bietet einige Schwierigkeiten, die sowohl inhaltlicher Art sind als auch die sprachliche Ausführung der Arbeit betreffen. Oft geht beides zusammen, weil es Herr vor allem im richtungsweisenden Eingangsteil der Arbeit nicht gelingt, seine Gedanken klar zu formulieren.

Dies beginnt bei der Leitfrage „Lassen sich philosophische Probleme in ihrer Einzigartigkeit und Vielheit prinzipiell jeweils inhärent bei ihnen selbst verbleibend stellen und lösen?“ (10) Abgesehen davon, dass „inhärent bei ihnen selbst verbleibend“ redundant ist, ist die Frage ungeschickt gestellt, denn es handelt sich bei ihr um eine Entscheidungsfrage, die sich nur mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten lässt. Aber nehmen wir an, die Frage wäre als Erklärungsfrage gestellt worden: „Inwieweit lassen sich philosophische Probleme bei ihnen selbst verbleibend stellen und lösen?“, – was soll es eigentlich heißen, Probleme „bei ihnen selbst verbleibend“ zu stellen bzw. zu lösen? Man stellt das Problem so, dass man bei ihm bleibt? Aber dann muss es schon existiert haben, bevor man es stellt. Und wie soll man ein Problem „bei ihm selbst verbleibend“ lösen? Eher scheint es, dass man das Problem dann gerade nicht löst, sondern eben bei ihm stehen bleibt. Gemeint scheint die Frage, ob man philosophische Probleme immanent, also von ihnen selbst her verstehen kann, was bedeutet, die ihnen je eigene Struktur zu erarbeiten, ohne sie thematisch festzulegen (etwa klassisch auf „das Sein“, „die Erkenntnis“, „das Gute“ etc.). Aber wenn das so gemeint ist, warum wird es dann nicht gesagt?

Noch schwieriger sind Herrs fünf Grundbestimmungen „dieses, viele, beständig, zugehörig und bezogen“ (11). Um sie einmal durchzugehen:

- „Dieses“ ist im Grunde banal und trifft nicht allein auf philosophische Probleme zu. Alles, was existiert, lässt sich als „dieses“ hervorheben.
- Die Bestimmung „viele“ dagegen ist nicht unmittelbar einsichtig. Ebenso gut ließe sich formulieren, es gebe nur ein einziges wirkliches philosophisches Problem, z.B. das „Seinsproblem“. Dass es historisch viele Philosophien gibt, beweist gar nichts. Sandro Herr lässt sich zugutehalten, dass er im weiteren Verlauf der Arbeit eine Theorie der Vielheit philosophischer Probleme versucht. Allerdings – ich komme auf diesen Kritikpunkt zurück – bleibt die Grundlage heuristisch (und wird zum Beispiel nicht deduktiv entwickelt, was inhaltliche Vorgaben erforderte): Herrs Theorie

vollzieht nach, inwiefern es viele philosophische Ansätze gibt, was sie motivieren mag („Intensität“) und wie sich dies strukturell beschreiben lässt.

- Die Bestimmungen „zugehörig“ und „bezogen“ bilden zusammen einen tautologischen Zusammenhang. Mit „zugehörig“ will Herr markieren, dass philosophische Probleme zur Philosophie gehören und sich „so oder so oder nochmal anders“ (27), also als alles Mögliche verhalten können. „Bezogen“ sind philosophische Probleme ebenfalls, indem sie auf Philosophie bezogen sind. Das heißt dann: Philosophische Probleme beziehen sich auf Philosophie und sind der Philosophie zugehörig, die sich durch philosophische Probleme auszeichnet, wobei diese alles Mögliche beinhalten können.
- Die Bestimmung „beständig“ schließlich lässt offen, wie diese Beständigkeit gemeint ist, ob sie zum Beispiel den historischen Aspekt philosophischer Probleme einschließt. Auch hier greife ich vor: Einen wirkungsgeschichtlichen Aspekt philosophischer Probleme konnte ich bei Herr nicht finden. Die einzelnen Philosophien, auf die er sich bezieht, stehen als Monolithen da, die einzelne Meisterdenker hinterlassen haben. Die vielen Diskurse, die sich um sie entfalten, etwa eine vielfältige Sekundärliteratur, bleiben unberücksichtigt. Gehören sie aber nicht zu einem philosophischen Problem dazu? Oder müsste man hier eine Grenze ziehen? Aber mit welchem Recht?

Ein weiteres Beispiel für die erheblichen Schwächen des Einleitungsteils ist das für Herr wichtige Konzept der Darlegung. Herr bestimmt es folgendermaßen: „Eine Darlegung umfasst demnach *ein solches, woran selbst solches liegt, das als dem ersten in gewisser Hinsicht inhärent Zugehöriges erachtet werden kann.*“ (16/17, kursiv im Original) Wenn man diese gewundene Konstruktion von Rückbezügen auflöst, ergibt sich: „Eine Darlegung umfasst etwas, an dem etwas anderes als inhärent zugehörig erachtet werden kann.“ Das aber beschreibt tatsächlich nur die Struktur eines Aussagesatzes: „Der Kreis ist rund“ – der Ball ist ein Subjekt, „an dem solches liegt“, dass ihm das Prädikat der Rote als „in gewisser Hinsicht inhärent“ zugeordnet werden kann. Auch in diesem Fall muss man erraten, worauf Herr zielt: Etwas als Darlegung behandeln, meint es von ihm selbst her, also – wiederum – immanent zu betrachten. Dies führt Herr vor, indem er exemplarisch auf Anaximanders Fragment „Die Erde ähnlich einer Steinsäule“ rekurriert (19). Das „Dargelegte [sei hier] selbst [als] der Maßstab [zu betrachten], nämlich qua ‚ähnlich‘, wovon ausgehend eine Auslegung stattfindet und genau, weil das so ist, ist die ausgelegte Unterschiedenheit nicht vorausgesetzt, sondern sie ist nur gültig, wenn sie sich an der Darlegung bewahrheitet.“ (19) Vielleicht ist das so zu verstehen, dass der Maßstab dieses Satzes im „ähnlich“ liegt. Das „ähnlich“ erlaubt die Auslegung der Erde, nämlich im Vergleich mit der von ihr unterschiedenen Steinsäule, und zwar allein im Rahmen der „Darlegung“, die sich um das „ähnlich“ organisiert. Die immanente Lektüre der „Darlegung“ des Anaximander ergibt also, dass es sich bei ihr um einen Vergleich handelt, der über eine Beziehung der Ähnlichkeit hergestellt wird. Aber ist dies nun als spezifisch philosophisch zu verstehen? Handelt es sich bei Anaximanders Fragment nicht vielmehr einfach ganz allgemein um ein vergleichendes Sprechen?

Und dies ist kein Spezifikum der Philosophie, sondern der Alltagssprache. Aus der Alltagssprache kann vieles hervorgehen, darunter auch Philosophie. Aber dazu muss etwas hinzukommen, was die Alltagssprache über sich hinaustreibt.

Freilich ist sich Herr dessen bewusst, wie seine Ausführungen zu Eugen Fink und zur Bedeutung des „Versagens“ (101) belegen. Allerdings bin ich nicht überzeugt, dass er dieses Moment adäquat entfaltet. Das hängt damit zusammen, dass sich Herr strikt von jeder inhaltlichen Bestimmung philosophischer Probleme distanziert. Bei Fink versagt die Philosophie vor ihrem eigenen „sich mit der Philosophie selbst bildenden Anspruch“ (102). Eben dieser Anspruch aber ist das Entscheidende. Mit ihm setzt sich Philosophie laut Fink vom „naiven Erkenntnisanspruch“ (102) ab. Und mit diesem Anspruch kommt eine eigene inhaltliche Orientierung, die man unterschiedlich fassen kann. Vielleicht ließe sich von einer Orientierung am Grundsätzlichen sprechen und folglich von Philosophie als einer Bewegung ins Grundsätzliche, das man aber nicht mit dem Allgemeinen verwechseln darf, auch wenn es sich im Medium des Allgemeinen entfaltet. – Dies nur als Einschub, der sich natürlich bestreiten lässt. Aber man wird dies auf inhaltliche und nicht formale Weise tun müssen – und steigt damit in die philosophische Auseinandersetzung ein.

Dagegen findet sich bei Herr der Rekurs auf die formale Trias von Differenz, Identität, Wiederholung. Nicht von ungefähr allerdings sind sie bei Deleuze, von dem sie stammen, zunächst ontologische Bestimmungen. Und entsprechend lässt sich mit ihnen wiederum „alles Mögliche“ strukturell beschreiben. Keinesfalls sind sie für das philosophische Denken exklusiv. Herr wirft den aktuellen Meta-Philosophien vor, dass sie reduktionistisch verfahren und so den pluralen Charakter philosophischen Denkens verfehlen. Aber wenigstens liefern die von Herr diskutierten Meta-Philosophien inhaltliche Kriterien. Dagegen verliert sich Herrs Formalismus buchstäblich im Dunkeln und bietet nur unspezifische Abstraktionen.

Die Ironie will es, dass Herr gerade, weil er keine inhaltlichen Kriterien für philosophisches Denken angibt, Philosophie de facto, also im konkreten Durchgang seiner Arbeit, höchst konventionell versteht, nämlich im Sinne des westlichen Kanons, den er fraglos übernimmt. Der Kanon ist eben das, was „nachweislich dargelegt“ (34) wurde. Es bleibt Herr auch gar nichts anderes über, will er doch nicht festlegen, „als was Philosophie und Probleme positiv zu bestimmen sind“ (33/34). „Was davon [d.h. von den vielen historischen Gestalten von Philosophie, SL] nämlich für die hiesige Perspektive [bitte statt des wiederholten „hiesig“ „die Perspektive der vorliegenden Arbeit“ oder „dieser Arbeit“ oder ähnliches, SL] als zentraler Impuls ausgeht, ist das beständige Maßnehmen an dem, was konkret bereits getan ist“ (85). Was aber wurde „konkret bereits getan“? Wer entscheidet darüber? Mit welchem Recht? Man muss nur an den gegenwärtigen postkolonialen Diskurs und Debatten um den Status nicht-europäischer Denkformen erinnern, um zu zeigen, dass Herr hier unter der Hand vom eigenen Formalismus in einen historischen Konformismus getrieben wird. Und das gerade, weil er überall „das Potenzial“ sieht (und sehen muss), „ein intensiv zu Erfahrendes und damit Problematisches in sich zu enthalten“ (752).

Wesentlich konsequenter wäre es gewesen, wenn sich Herr den überlangen Durchgang durch die westliche Philosophiegeschichte erspart hätte und an einem beliebigen Phänomen demonstriert hätte, wie es zum philosophischen Problem werden könnte. So bleibt der Eindruck, dass sich seine zahlreichen Bestimmungen parasitär an bestehende philosophische Ansätze hängen, weil sie sich nicht selbst tragen können. Übrigens – und nicht unerheblich – bleibt der methodische Status der von Herr behandelten Theoreme dabei unterbelichtet. Handelt es sich um Beispiele oder sollen sie Herrs Überlegungen demonstrieren? Es kann sich nur um Beispiele handeln, denn sonst würde Herr den westlichen Kanon tatsächlich als den einen und einzigen Weg philosophischer Probleme festschreiben. Dieser methodische Aspekt wird von Herr aber nicht explizit thematisiert.

Im Hauptteil der Arbeit betreibt Herr einen ungeheuren Aufwand, liefert aber zuletzt nur abstrakte Beschreibungen, die sich an einzelnen Theoremen der westlichen Philosophietradition festmachen. Einige Beispiele:

- „‘Philosophisch‘ heißt schlicht, dass Probleme in der Beziehung auf ‚Philosophie‘ bezogen sind.“ (35) – „In der Beziehung bezogen“, das ist wieder eine dieser Redundanzen, von der Herrs Arbeit voll ist. Und „philosophisch“ durch den Bezug auf Philosophie zu erläutern, ist schlicht ein Zirkel und bedeutet gar nichts.
- „In Exposition ist ein philosophisches Problem, so zwar, dass ein thematisch Aktuelles dabei als dunkles hervortritt, dass bedenklich ist, wie es sich mit ihm verhält, dass das Denken schon von einer Begegnung auf weiteres geführt worden ist, was für die dunkle Sache ausschlaggebend und auf eine noch auszumachende Weise bestimmend ist.“ (204) – Das heißt, ein philosophisches Problem stellt sich so, dass dabei etwas dunkel ist, aber sich zugleich schon seine mögliche Bestimmung abzeichnet. Wie könnte es auch anders sein? Denn sonst gäbe es entweder gar kein Problem (nichts ist dunkel, alles ist klar), oder es wäre sinnlos, das Problem zu stellen (eine Lösung kann nicht einmal erahnt werden). Und noch einmal: Was ist daran spezifisch philosophisch?
- „Erreicht eine Wiederholung durch Wiederholungen von ihr eine bestimmte Potenz, dann ist das, was in ihr jeweils aktuell Bestimmtes ist (oder aktuell Bestimmte im Plural sind), vielheitlich in Relation gebracht.“ (281) – „Eine Wiederholung von Wiederholungen von ihr“, das ist wohl schlicht eine Wiederholung. Und selbstverständlich bringt sie in der Potenz eine Vielheit hervor, die von ihr relational organisiert wird. Die einzelnen Momente hängen eben zusammen. Ebenso selbstverständlich stehen die Glieder einer philosophischen Exposition, die Herr an dieser Stelle beschreiben möchte, in Relation. Sonst zerfiele der philosophische Gedanke – wie jeder Gedanke.
- Zur an sich interessanten Frage, wie einzelne philosophische Ansätze einander aufnehmen und anders fortschreiben, heißt es bei Herr: „Die prinzipielle Nachbarschaft, die Affinität von Problem zu Problem impliziert ihre Verschiedenheit. Sie ist jedoch so beschaffen, dass sie einander

näher oder ferner sind. Ansatz zur Ermessung dieses Verhältnisses ist jeweils ein aktueller Problemstand, er bildet also eine Maßgabe.“ (431) In diesem Abschnitt (5.3.) wimmelt es von Virtualität, Perplexität, Gradualität. Und doch ist die Sache, um die es hier geht, recht einfach. Philosophien können sich mit ähnlichen Fragen beschäftigen, aber das bedeutet nicht, dass sie in eins fallen. Sie liegen also nah beieinander, und zwar mal mehr, mal weniger, je nachdem, wie sie die für sie beide relevante Frage verhandeln.

Diese Beispiele, die sich beliebig fortsetzen ließen, erhärten den Eindruck, dass Herr nicht unerhebliche, aber auch nicht besonders schwierige Zusammenhänge mit abstrakten Scheinbedeutungen auflädt. Um relativ klare Phänomene wird ein hochkompliziertes Begriffsgeflecht aus Redundanzen und gedanklichen Verschraubungen gewoben. Dabei liegt der immerhin mögliche analytische Gewinn allein auf formaler Ebene. Über die wirklich relevanten inhaltlichen Aspekte philosophischer Probleme – mit welcher Intention und mit welchem Anspruch sie verknüpft sind – ist damit noch nichts gesagt. Dies wäre aber nötig, um eine wirkliche These über das Spezifikum von Philosophie zu formulieren.

Ein letzter Punkt: Die altgriechischen Schriftzeichen werden von Herr sehr eigenwillig transliteriert. Hier eine Liste der gebräuchlichen ISO-Normen: <http://transliteration.eki.ee/pdf/Greek.pdf> Sich bei Abfassung einer Dissertation nicht über die einschlägigen Transliterationsweisen zu informieren, ist ein Unding. Es fällt schwer, dies nicht als Ignoranz zu werten.

Würdigung der Dissertation

Die Lektürehinweise, die Sandro Herr auf Anfrage ergänzt hat, ergeben ein wesentlich klareres Bild als die Dissertation selbst. Die deutschen Sätze sind weitgehend korrekt. Der Gedankengang zeigt eine deutliche systematische Kontur. Wäre die Dissertation selbst auf diesem Niveau verfasst, könnte man dem Autor gratulieren, denn die inhaltlichen Einwände sprechen ja nicht gegen die Arbeit als solche. Ins Gewicht fällt vor allem, dass es Herr in der Dissertation nicht gelingt, seine Überlegungen nachvollziehbar darzustellen.

Es verdient Anerkennung, dass Herr im wahrsten Sinne des Wortes problemorientiert arbeitet, heißt in diesem Fall: dass er ein Thema eigenständig bearbeitet. Dies verrät eine genuin philosophische Haltung, zumal das von Herr gewählte Thema tatsächlich im Herzen philosophischen Denkens liegt und, wie Herr treffend beobachtet, bislang nur wenig diskutiert wurde.

Auch Herrs Auseinandersetzung mit einzelnen Positionen der westlichen Philosophiegeschichte ist bemerkenswert. Nicht alle seine Lektüren dürften einer eingehenden Kritik standhalten. Und doch gelingt es Herr immer wieder, die Perspektive auf einzelne Autoren auf anregende Weise zu verschieben. Mit Interesse habe ich z.B. seine Überlegungen zu Aristoteles und zum Verhältnis von Platon und Plotin gelesen.

Das Wichtigste scheint mir zu sein, dass Herrs Arbeit bei allen Mängeln eine eigene philosophische Kraft entwickelt. Denn sie fordert heraus, sie drängt zur Auseinandersetzung, sie wirft Fragen auf, ja sie eröffnet einen eigenen Fragehorizont, der – so jedenfalls meine Erfahrung – nachwirkt. Das unterscheidet Herrs Arbeit wesentlich und in einem überaus positiven Sinne von den vielen guten, aber letztlich philologischen Arbeiten, die sich mit dieser oder jener philosophischen Position zu diesem oder jenem Thema befassen. Herr hingegen sucht eine Antwort auf die Pluralität philosophischer Entwürfe, und er sucht sie nicht in den Antworten dieses oder jenes Autors (wenn man von Deleuze absieht), sondern er sucht sie in der Sache selbst (der Bezug auf Husserl und Fink macht hier Sinn), genauer: in der Art und Weise, wie sich philosophisches Denken entfaltet. Als ein erster Vorstoß ist dies uneingeschränkt zu begrüßen.

Fazit

Ich rate Sandro Herr, seine Dissertation sehr gründlich, d.h. in mehreren Durchgängen zu überarbeiten. In ihrer vorliegenden Form ist sie nicht zur Publikation geeignet. Einen Ausgangspunkt könnte der Schlussteil der Dissertation bilden, der wesentlich klarer als der Einleitungsteil ist. Zudem sollte der Schwerpunkt der Darstellung auf den formalen Bestimmungen liegen, um sie dann an einzelnen philosophischen Theoremen zu exemplifizieren. Ihr methodischer Status sollte zuvor deutlich ausgewiesen werden. Einer ausführlichen Diskussion bedarf die Frage, wie weiterführend es ist, philosophisches Denken rein formal zu fassen.

Angesichts der dargestellten Schwächen, aber auch der Verdienste der Dissertation von Sandro Herr bewerte ich sie mit der Note gut (cum laude).



Mag.a Dr.in Sandra Lehmann, PD